

Auf dem Weg in das dritte Jahrtausend

Optimismus und Unbehagen

20. Würzburger KV-Tage

Unter diesem Leitthema behandelten die Teilnehmer der 20. Würzburger KV-Tage die Frage, „Welche Werte sind uns noch etwas wert?“. Auch in diesem Jahr waren wieder eine ganze Reihe Aktiver und Alter Herren mit ihren Damen ins Würzburger St.-Burkardus-Haus gekommen. Besonders erfreut waren die Anwesenden, daß der Initiator dieses jährlichen KV-Treffens, Kartellbruder Fred Krämer, und seine Gattin teilnehmen konnten.

Nach einer kurzen Begrüßung und den ersten Gedanken zum Tagungsthema begab man sich auf das Haus der KStV Normannia,

verstärkt durch eine Reihe von Kartellbrüdern aus dem Ortszirkel – zu den beiden Hauptreferaten dieser Tagung. Frau Dr. Walburga Fischer-Gottlob sprach zum Thema „Familie und Partnerschaft im Wandel“, und der Vortrag von Herrn Professor Dr. Peter Knauer SJ war mit „Kirche(n) und christlicher Glaube“ überschrieben. Die anschließenden Diskussionen zeigten, auf welch großes Interesse die Referate stießen. Die vielen engagierten und zum Teil kontroversen Wortmeldungen konnten in der vorgegebenen Zeit gar nicht bewältigt werden, so daß eine Menge „Stoff“ für die Arbeitskreise am Nachmittag übrig blieb.

kundigen Einführung in das Würzburger „Ambiente“ ausklingen. Herzlichen Dank dem Philisterse-nior, Kartellbruder Dr. Wolfgang Wagner, und der Aktivitas für diesen gelungenen Abend!

Die Würzburger KV-Tage 1990 endeten am Sonntag nach dem Festgottesdienst in der Klosterkirche der Ebracher Schwestern mit einer Matinee, bei der Herr Staatssekretär Dr. Heinz Rosenbauer den Festvortrag zum Thema „Recht und Rechtsbewußtsein“ hielt. Dabei rief er die Korporationen und insbesondere auch den KV dazu auf, für das Recht und sein Bewußtsein weiter tatkräftig zu arbeiten und der im Vortrag ge-



Kartellbrüder in Würzburg: Welche Werte sind noch frag-würdig?

um am Bundesfestkommers teilzunehmen, der erstmalig von zwei Chargiertenabordnungen Leipziger Studenten besucht wurde. Kartellbruder Dr. Helmut Winter zeigte in seinem Referat „Euro-Bildungsnorm zu neuen Ufern?“ eine Reihe von Chancen aber auch von Gefahren und Risiken auf, die uns das Jahr 1992 auf dem Bildungsektor bescheren wird. Nachdenklichkeit und Besonnenheit scheinen angebracht und nicht Euphorie!

Trotz „langer“ Nacht begannen viele Teilnehmer den Samstag mit der Feier einer hl. Messe in der Hauskapelle. Nach dem Frühstück trafen sich dann alle Teilnehmer –

Nach dem Mittagessen und einem „Verdauungsspaziergang“ zu einigen Kleinodien der Mainmetropole nahmen die Arbeitskreise ihre Tätigkeit auf. Dankenswerterweise standen die Referenten des Vormittages den Teilnehmern noch zur Verfügung, so daß Kartellbruder Siegfried Schindele („Glauben ohne Kirche – geht das?“) und Kartellbruder Harald Weis („Heiraten – muß man das?“) im anschließenden Plenum von sehr angeregten und anregenden Diskussionen berichten konnten.

Diesen Tag ließen die anwesenden Kartellbrüder mit ihren Damen auf dem Haus der KStV Walhalla bei einer Weinprobe und einer sehr

nannten Erosion entgegenzuwirken.

Bei der Begrüßung, zu Beginn dieser Matinee, hatte Kartellbruder Professor Dr. Franz-Ludwig Kne-meyer – sozusagen als „Hausherr“ – den KV und seine Akademie zu dieser Tagung und ihrer 20jährigen Tradition beglückwünscht. Er gab dabei seiner Hoffnung Ausdruck, daß diese „KV-Tage“ in Würzburg auch in Zukunft eine feste Einrichtung im Kartellverband bleibe und ihr weiterhin großer Zuspruch beschieden sein möge!

Dem ist nichts hinzuzufügen: Auf Wiedersehen in Würzburg im Januar 1991.

Klaus Gierse

Peter Knauer SJ / Frankfurt:

Kirche(n) und christlicher Glaube

In einer U-Bahn-Station in Montreal sah ich vor einigen Jahren eine Wandkritzelei: „*You have an appointment with God (not church). Tell the world.*“ Dieser Satz klingt etwas antikirchlich; aber in Wirklichkeit enthält er eine erstaunlich treffende Definition von Kirche. Der christliche Glaube ist das Vertrauen darauf, so in der Liebe Gottes geborgen zu sein, daß man nicht mehr aus der Angst um sich selbst leben muß. Darin besteht das „*appointment with God*“, das so wichtig ist, daß die Kirche daneben ganz unwichtig erscheinen muß. Wozu braucht es überhaupt eine Kirche? Das sagt der zweite Satz: „*Tell the world.*“ Tatsächlich könnte man die Kirche schlicht als das andauernde Geschehen der Weitergabe dieses Glaubens definieren. Und darin sind im Grunde auch bereits alle Einzelaussagen des Glaubens enthalten.

Wenn man nur auf das Erscheinungsbild von Kirche schaut, ist das nicht sehr deutlich. Vielleicht das erste, was ins Auge fällt, ist, daß die christlichen Kirchen untereinander uneins sind. In der Bundesrepublik ist dies das Erscheinungsbild von Kirche: es handelt sich um durch die Kirchensteuer relativ gesicherte Institutionen zur Erfüllung religiöser Bedürfnisse. Sie beanspruchen auch – vor allem in moralischen Fragen – ein Mitspracherecht in der Gesellschaft. Aber die kirchlichen Lehren scheinen nur noch wenige zu überzeugen. So ist weithin die Zahl der überzeugten Kirchenmitglieder im Schwinden: zum Beispiel in Frankfurt geht die Zahl der Katholiken jährlich um etwa 2000 zurück, die der katholischen Kirchenbesucher um 1000.

Warum haben die kirchlichen Lehren so wenig Überzeugungsmacht? Man könnte den Eindruck gewinnen, daß die christliche Botschaft weithin nur noch wie im verschlossenen Briefumschlag weitergegeben wird. Man müsse an die Dreifaltigkeit Gottes und die Gottessohnschaft Jesu glauben; aber es wird nur selten erläutert, was das bedeutet. Als das eigentlich Entscheidende an der christlichen Botschaft und als einigermaßen verständlich erscheint noch am ehesten das Liebesgebot; und manche Leute fragen sich, ob man nicht all die anderen Zutaten genausogut weglassen kann. Aber das Gebot, menschlich und nicht unmenschlich zu sein, ist bereits mit dem bloßen Menschsein mitgegeben und gilt im voas zum Glauben. Die wirkliche Frage ist deshalb vielmehr, welche Bedeutung der christliche Glaube dafür



Prof. Dr. Peter Knauer SJ. wurde 1935 in Berlin geboren. 1953 trat er in die Gesellschaft Jesu ein. In Pullach studierte er Philosophie, in Leuven Theologie. 1964 wurde er zum Priester geweiht. Nach seiner Promotion zum Dr. theol. in Münster im Jahre 1969 dozierte er Fundamentalthologie an der Phil.-Theol. Hochschule St. Georgen in Frankfurt am Main. 1977 habilitierte er. Er hielt Gastvorlesungen in Innsbruck, Bogotá, Quito, Guayaquil, Santiago de Chile, Mexiko D.F.

Veröffentlichungen:

Verantwortung des Glaubens – Ein Gespräch mit Gerhard Ebeling aus katholischer Sicht, Frankfurt 1969;

(Übersetzung): Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen und erläuternde Texte, Leipzig/Graz-Wien – Köln 1978, 1988;

Der Glaube kommt vom Hören – ökumenische Fundamentalthologie, Graz – Wien – Köln 1978, Bamberg 1986;

Unsere Glauben verstehen, Würzburg 1986, 1988 (sp. Mexico, D. F. 1989, port. São Paulo 1989).

Artikel in wissenschaftlichen Zeitschriften und Sammelwerken zu Fragen aus Fundamentalthologie, Fundamentalthologie und Dogmatik.

hat, daß Menschen das Liebesgebot auch tatsächlich erfüllen können.

Es mag deshalb hilfreich sein, ganz kurz und elementar Rechenschaft über den wirklichen christlichen Glauben zu geben. Dafür muß man mit der christlichen Botschaft selber beginnen, die uns in der Geschichte als ein mitmenschliches Wort begegnet. Die christliche Botschaft behauptet von sich, sie könne den Menschen aus der Macht seiner Angst um sich selbst erlösen, die sonst die Wurzel aller Unmenschlichkeit ist. Tatsächlich entspricht es der allgemeinen Erfahrung, daß Menschen deshalb, weil sie verwundbar und vergänglich sind, sich immer wieder um jeden Preis zu sichern suchen und sich an alle möglichen Dinge so anklammern, daß sie dafür notfalls auch über Leichen gehen. Bloße moralische Appelle genügen nicht. Es bedarf vielmehr der Erlösung aus der Macht unserer Angst um uns selbst; es bedarf für uns Menschen einer Gewißheit, die stärker als alle Angst ist.

Die christliche Botschaft behauptet, uns dadurch uns der Macht unserer Angst um uns selbst erlösen zu können, daß sie uns Gemeinschaft mit Gott schenkt. Sie behauptet, selber „Wort Gottes“ zu sein; in ihr wende Gott selber sich uns liebevoll zu und nehme uns in Gemeinschaft mit sich auf. Und mit Gott Gemeinschaft haben bedeute, nicht mehr aus der Angst um sich selber leben zu müssen und sich auch von niemandem mehr dazu erpressen zu lassen, ihm als Werkzeug der Unmenschlichkeit zu dienen.

Wenn jemand behauptet, seine Botschaft sei Gottes Wort, dann ist wohl die erste Frage, die man ihm stellen muß: „Wer ist das überhaupt, Gott?“ Diese Frage ist möglicherweise gar nicht so leicht zu beantworten; denn in der ganzen Tradition der christlichen Botschaft wurde immer gesagt, Gott sei „unbegreiflich“. Gott fällt nicht unter unsere menschlichen Begriffe. Wie kann man dann überhaupt noch von ihm reden? Aber wenn jemand behauptet, „Gottes Wort“ zu haben, dann muß er doch wohl sagen können, wer Gott ist.

Auf diese Frage antwortet die christliche Botschaft sehr schlicht. Sie definiert Gott als den, „ohne den nichts ist“. Von Gott kann man nur so sprechen, daß man sich selbst und alle Wirklichkeit unserer Erfahrung als seine Schöpfung versteht. Wir begreifen also von Gott immer nur das von ihm Verschiedene, das auf ihn verweist. In allem, worin wir uns vom Nichts unterscheiden, also restlos in jeder Hinsicht, in der wir überhaupt sind, sind wir solcher Art, daß wir ohne Gott gar nicht wären. „Aus dem Nichts geschaffen sein“ bedeutet: Könnten wir unser Geschaffensein wegstreichen, dann bliebe überhaupt nichts von uns übrig. Von Gott ist also nur dann wirklich die Rede, wenn man ihn als den in allem Mächtigen versteht. Jesus spricht von Gott, indem er sagt: „Verkauft man nicht zwei Spatzen für ein paar Pfennig? Und doch fällt keiner von ihnen zur Erde ohne den Willen eures Vaters. Bei euch aber sind sogar die Haare auf dem Kopf alle gezählt“ (Mt 10,29f).

Aber für sich allein ist dieser Satz, daß Gott der ist, „ohne den nichts ist“, noch nicht wohlthuend. Dieser Gott, ohne den nichts existieren kann, ist doch selbst kein Teil unserer Erfahrung. Er wohnt im unzugänglichen Licht (1 Tim 6,16). Geschaffensein bedeutet, daß wir restlos darin aufgehen, ohne ihn gar nicht sein zu können. Aber das ist eine vollkommen einseitige Beziehung auf Gott, die



noch keine Gemeinschaft mit Gott begründet. Die Bedeutung des Wortes „Gott“ ist eigentlich der größte Einwand, den man gegen die Rede von „Wort Gottes“ erheben kann. Wie soll das zugehen, daß der transzendente und absolute Gott mit uns Menschen „redet“? Die Möglichkeit von „Wort Gottes“ ist alles andere als selbstverständlich.

Es ist die christliche Botschaft selbst, die durch ihren Inhalt verständlich macht, wie sie Wort Gottes sein kann. Zunächst gilt: Gott ist so absolut, ewig und transzendent, daß er nicht eines Tages sozusagen eine Beziehung auf die Welt dazugewinnen kann, die er ohne die Welt nicht hätte. Denn damit nähme er an der Veränderlichkeit der Welt teil, ja er wäre selbst nur ein Stück Welt. Ein solcher Gott wäre nichts als eine menschliche Projektion, aber nicht der Gott der christlichen Botschaft.

Die christliche Botschaft verkündet von Gott, daß er dreifaltig sei: Die Welt sei in die Liebe des Vaters zum Sohn aufgenommen, die der Heilige Geist ist. Gott liebt die Welt mit einer Liebe, die nicht an der Welt ihr Maß, hat, sondern von Ewigkeit her die Liebe Gottes zu Gott ist.

Wenn wir vom Vater, vom Sohn und vom Heiligen Geist als von drei untereinander verschiedenen Personen sprechen, die dennoch ein einziger Gott sind, so kann man dies folgendermaßen verstehen: Personsein bedeutet ja bereits bei uns Menschen den Bezug unserer Geistnatur auf sich selbst, die Fähigkeit zum Selbstbesitz und zur Selbstverfügung. Und nun sagt die christliche Botschaft von Gott, daß er sich selbst in einem ersten Selbstbezug besitze, dem kein anderer vorausgeht: die erste göttliche Person, die ohne Ursprung ist. Sodann gibt es einen zweiten Selbstbesitz Gottes, der durch den ersten vermittelt ist. Er ist die zweite göttliche Person, der Sohn des Vaters. Er ist nicht ein Geschöpf, das zwar auf Gott bezogen, aber von ihm verschieden bliebe, sondern er ist selbst ein Selbstbesitz der einen göttlichen Wirklichkeit. Vom Vater und vom Sohn geht der Heilige Geist aus. Er ist die ewige Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn, die selber noch einmal Selbstbesitz der göttlichen Wirklichkeit ist.

In dieser Lehre von der Dreifaltigkeit Gottes geht es um die Einsicht, daß die einzige Weise, für ein Geschöpf Gemeinschaft mit Gott auszusagen, darin besteht, daß wir in die Liebe Gottes zu Gott aufgenommen sind. Wollten wir sagen, daß Gott uns nur liebt, je nachdem wie wir es verdienen, dann wäre er nicht mehr Gott, weil er von geschaffenen Bedingungen abhinge. Vor allem aber könnten wir uns auf Gott mehr nicht als auf uns selbst verlassen und wären also verloren. Dazu ist die christliche Bot-

schaft der Kontrast. Sie sagt, daß Gott gar keine andere Liebe hat als die ewige Liebe des Vaters zum Sohn; und in sie sind wir aufgenommen. Aber diese Liebe Gottes hat nicht an der Welt ihr Maß und kann deshalb auch nicht an der Welt abgelesen werden. Sie bleibt uns verborgen, solange sie uns nicht zur Welt dazugesagt wird.

Woher wissen wir überhaupt darum, daß wir im Leben und im Sterben in der Gemeinschaft mit Gott geborgen sind, gegen die keine Macht der Welt ankommt? Dafür berufen wir uns auf die Menschwerdung Gottes. Der Mensch Jesus ist in seinem menschlichen Selbstbesitz hineingeschaffen in den ewigen Selbstbesitz der zweiten göttlichen Person. Aufgrund seines Wortes werden wir dessen gewiß, in sein Verhältnis zum Vater aufgenommen zu sein.

Dies ist die Zusammenfassung des ganzen christlichen Glaubens. An Jesus Christus als den Sohn Gottes glauben bedeutet, aufgrund seines Wortes sich in sein Verhältnis zum Vater aufgenommen zu wissen, also darauf zu vertrauen, daß der Vater uns mit der Liebe liebt, in der er ihm als seinem eigenen göttlichen Gegenüber von Ewigkeit her zugewandt ist.

So erläutert die christliche Botschaft durch ihren eigenen Inhalt, wie man sie überhaupt als Wort Gottes verstehen kann. Wort Gottes ist das Geschehen der Selbstmitteilung Gottes in dem menschlichen Wort der Weitergabe des Glaubens. Der Glaube ist das Anteilhaben am Gottesverhältnis Jesu und damit das Erfülltsein vom Heiligen Geist. Er ist eine solche Gemeinschaft mit Gott als dem, „der in allem mächtig“ ist, daß man nicht mehr aus der Angst um sich selbst leben muß. Darin besteht die Erlösung.

Dann ist die Kirche das Geschehen der Weitergabe dieses Wortes. Wir Christen behaupten, daß die Gemeinschaft von Menschen miteinander so tief sein kann, daß sie miteinander durch ein Wort ver-

bunden sind, das vom Heiligen Geist erfüllt ist. In diesem Wort verbindet Gott selbst uns Menschen miteinander. Zugleich ist die Kirche die Gemeinschaft derer, die glauben und bekennen, daß jede wahre Gemeinschaft vom Geist Gottes erfüllt ist und darin einen Sinn hat, der den Tod überdauert.

Weit davon entfernt, das Heil auf die Kirche und ihre Mitglieder zu beschränken, bedeutet der traditionelle Satz „außerhalb der Kirche kein Heil“: Es gibt kein anderes Heil als das von der Kirche verkündete, das darin besteht, in die Liebe des Vaters zum Sohn aufgenommen und so in Gottes Liebe im Leben und Sterben geborgen zu sein. Aber dieses Heil umfaßt in Wirklichkeit die ganze Welt und ist deshalb der ganzen Welt zu verkünden („Tell the world!“). Gott hat die Welt mit sich versöhnt und uns den Dienst der Versöhnung aufgetragen, der darin besteht, das Wort der Versöhnung weiterzusagen: „An Christi Statt bitten wir: Laßt euch versöhnen mit Gott!“ (vgl. 2 Kor 5, 17-21).

In dieser einfachen Definition von Kirche (das andauernde Geschehen der Weitergabe des Wortes Gottes) ist sowohl die sakramentale Struktur der Kirche wie auch das Amt in der Kirche impliziert. Die Sakramente sind nichts anderes als die Zeichen des angenommenen Wortes Gottes. Und daß der Glaube auf das Wort Gottes angewiesen ist, gilt nicht nur für jeden einzelnen, sondern auch für die ganze Gemeinschaft der Glaubenden zusammen. Dies findet seinen Ausdruck in der Institution eines Amtes in der Kirche, das von bisherigen Amtsträgern weitergegeben wird. Dieses Amt überbietet nicht das gemeinsame Priestertum der Gläubigen, sondern dient ihm.

Einen französischen Bischof habe ich einmal sein Amt mit den Worten charakterisieren gehört: „*Faire circuler la Parole*“: dazu beitragen, daß das Wort zirkuliert. Die Funktion der Amtsträger besteht darin, Hilfe dazu zu leisten, daß die

Prof. Dr. Peter Knauer SJ während seines Vortrages mit Tagungsleiter Kb Klaus Gierse.



Glaubenden untereinander über den Glauben sprechen. Wo das geschieht, da blüht die Kirche von neuem. Wo dagegen das Amt in der Weise mißverstanden wird, als dürften nur die Amtsträger vom Glauben sprechen, da siecht die Kirche dahin.

Deshalb ist alles in der Kirche daran zu messen, ob es der Weitergabe des Glaubens dient oder nicht. Und nur von dieser Einsicht her läßt sich auch die Spaltung der Kirchen überwinden. Überall, wo überhaupt Glaube an Jesus Christus besteht, handelt es sich um ein und denselben Glauben im selben Heiligen Geist, mag er auch in verschiedenen Sprachen verkündet werden. Das ist vergleichbar damit, daß man sowohl mit römischen wie mit arabischen Ziffern richtig rechnen kann. Nach der Lehre der katholischen Kirche besteht zwischen allen, die an Jesus Christus glauben, „eine wahre Verbindung im Heiligen Geist“ (II. Vatikanum, Kirchenkonstitution, n. 15). Das heißt aber, daß der Glaube als das Erfülltsein vom Heiligen Geist für alle in Wirklichkeit ein und derselbe ist. Es ist auch gar nicht möglich, als im Sinn der Selbstmitteilung Gottes verstehbare Glaubensaussagen, die dennoch falsch wären, überhaupt herzustellen. Darauf beruht der Unfehlbarkeitsanspruch des christlichen Glaubens. Wo man vom Glauben abweicht, entstehen nicht etwa falsche Glaubensaussagen, sondern nur Aussagen, die niemand als Glaubensaussagen zu verstehen vermag. Die Trennung zwischen den Konfessionen beruht nicht auf einem unterschiedlichen Glauben, sondern auf gegenseitigen Mißverständnissen aufgrund der Unkenntnis der verschiedenen „Sprachen“ ein und desselben Glaubens. Zur Einheit der Christen bedarf es nur der kundigen Dolmetscher. Dann würde auch wieder klar, was die christliche Botschaft der Welt zu verkünden hat: die erlösende Botschaft von der Entmachtung aller Angst um uns selbst durch die ewige Gemeinschaft mit Gott, durch den uns miteinander verbindenden Heiligen Geist.

Dieser Glaube würde eine neue Weise menschlichen Zusammenlebens ermöglichen, in der die Menschen ihre Verschiedenheit nicht mehr als Bedrohung, sondern als Bereicherung erfahren würden. Im Nationalmuseum von Quito in Ecuador wurde 1983 eine Ausstellung von Kinderzeichnungen mit dem Thema „Wie stelle ich mir das Jahr 2000 vor?“ gezeigt. Viele Bilder stellten Träume von künftigen Möglichkeiten der Technik dar. Aber auf einem Bild waren rote, grüne, blaue und gelbe Häuser zu sehen, aus deren Fenstern fröhliche Menschen schauten. Der Text zu dem Bild lautete: „*Estamos todos unidos en una ciudad muy colorida*“. Wir sind alle miteinander verbunden in einer sehr farbigen Stadt.

Arbeitskreis 1:

Glauben ohne Kirche – geht das?

Die Grundlage für das Gespräch im Arbeitskreis bildeten folgende Texte:

Viele unserer Zeitgenossen würden gern mit Jesus zu tun haben, einem Propheten in Wort und Tat. Aber die Kirche!

Zweifel, Enttäuschungen, Verletzungen, der scheinbare Graben zwischen Christus und der Kirche, die Last äußerer Riten, die dunklen Schatten der Geschichte, die Kompromisse mit der Macht und mit dem Geld, die Hierarchie und das Volk der Christen, die oft so wenig christlich sind: so viel Zwiespältigkeit und Schwäche, aber auch voreingenommene Betrachtungsweisen und einseitige Urteile, die daran hindern, das wahre Gesicht der Kirche zu entdecken. Sie ist gleichzeitig sichtbar und unsichtbar, menschlich und göttlich, Kirche auf Erden und Kirche, erfüllt von Gütern des Himmels.

„Wenn ich dich Tag und Nacht beobachtete“, sagt eine Dichterin, „wenn ich dir überall folgte, wohin du gehst, wenn ich das Herz deiner Gedanken und deines Herzens durchdringen könnte, ich würde dich noch nicht kennen, ich werde dich erst erkennen, wenn ich dich liebe.“

Glaubensbuch der belgischen Bischöfe 1987, S. 51

Niemand kann allein glauben und allein Christ sein; keiner kann sich das Evangelium selber sagen. Jeder ist darauf angewiesen, daß ihm der Glaube von anderen bezeugt wird und daß er von anderen in seinem Glauben getragen und gestützt wird. Jeder ist hineingenommen in die große Kette der Glaubenden und in die Zeiten und Räume umgreifende Gemeinschaft der Glaubenden. So hat Gott von Anfang an die Menschen nicht als einzelne versprengte gläubige Seelen berufen, sondern ein Volk gesammelt, in dem und

durch das jeder einzelne getragen wird und in dem er selbst die anderen trägt.

Kath. Erwachsenenkatechismus 1985, S. 257:25

Folgende Probleme kamen zur Sprache:

- Kirche als „Gemeinschaft der Glaubenden“ und die sogenannte Amtskirche.
- Kirchensteuerpflicht als „sichtbare Zeichen“ der Verbundenheit mit der Kirche.
- Kann man fragen: „Was bringt mir die Kirche?“ im Sinne einer Gewinn- und Verlustrechnung?
- Welche Möglichkeiten zur Glaubensweitergabe gibt es?
- Problem von Lehrer und Katecheten die sich nicht mehr mit der Kirche identifizieren.
- Wäre die „Laienpredigt“ eine Hilfe?
- Die Familie als wichtigster „Ort der Glaubensvermittlung“.
- Da die Generationen nicht mehr zusammenleben, schwindet der Einfluß der Großeltern.
- Immer noch gibt es eine gewisse „Sprachlosigkeit“ in religiösen Dingen weil vielfach noch der Grundsatz gilt: „Darüber redet man nicht, das tut man.“
- Der einzelne trägt Verantwortung für sein Umfeld, daß Gottes Wort zirkuliert.
- Die Hauptsorge eines Bischofs muß sein, pastorale Wege aufzuzeigen und seine Mitarbeiter zu motivieren, daß Gottes Wort zirkuliert.

Professor Knauer als Teilnehmer des Gesprächs brachte das Bild ein: Mit einer brennenden Kerze kann man unzählige Kerzen entzünden.

Seine Zusammenstellung in der Frage „Kann man auch ohne Kirche glauben?“ sind wertvolle Überlegungen, die m. E. in einer Fuchsenstunde genauso wie in einer Runde der Alten Herren das Gespräch impulsieren könnten.

Siegfried Schindele, Msgr

Kann man auch ohne Kirche Christ sein?

1. Fragestellung: Ist es möglich, den Glauben unmittelbar von Jesus zu haben und dabei ohne die Kirche auszukommen? Verfälscht die Kirche die Botschaft Jesu? Oder ist umgekehrt die Gemeinschaft der Glaubenden, also die Kirche, die eigentliche „Sache Jesu“?

2. Glauben heißt, einer solchen Gemeinschaft mit Gott gewiß zu sein, daß man

nicht mehr aus der Angst um sich selbst lebt. Im Glauben weiß man sich in einer Weise von Gott angenommen, die nichts Irdischem ihr Maß hat, sondern die ewige Liebe Gottes zu Gott, des Vaters zum Sohn ist.

3. Aber wodurch läßt sich der Glaube von einer selbstgemachten Illusion unterscheiden? Dafür hängt alles davon ab, daß

einem der Glaube von anderen Menschen bezeugt werden muß. Denn diesen Sachverhalt kann man nicht durch eigene Erfindung herstellen.

4. Jesus ist der historische Ursprung des Glaubens. An ihn als den Sohn Gottes glauben bedeutet, sich auf Grund seines Wortes mit ihm und um seinetwillen von Gott mit der Liebe angenommen zu wissen, in der Gott ihm zugewandt ist.

5. Für Jesus selbst unterscheidet sich der Glaube dadurch von Illusion, daß sich andere Menschen seinem Wort nicht ohne Willkür versagen können. Dieser Sachverhalt ist auch Jesus vorgegeben. Wer Jesus ist, kann man nur erkennen, wenn man seine Bedeutung für andere Menschen betrachtet.

6. Weil die geglaubte Liebe Gottes zu uns nicht ihr Maß an uns selbst hat, können wir sie auch nicht durch Innenschau an

uns selbst ablesen, sondern müssen sie in der Weise des Wortes von anderen Menschen mitgeteilt bekommen.

7. So „kommt der Glaube vom Hören“ (Röm 10,17). Nichts kann geglaubt werden, worauf man von sich aus verfällt; aber auch keine Überlieferung kann für den Glauben verbindlich sein, deren Wahrheit anderer Erkenntnis als der des Glaubens allein zugänglich ist.

8. Die Glaubensgemeinschaft ist das Geschehen der Weitergabe des Glaubens. Die Weitergabe des Glaubens ist als die Mitteilung des Heiligen Geistes selbst Glaubensgegenstand.

9. Man kann also nur in der vom Heiligen Geist erfüllten Gemeinschaft der Glaubenden selber glauben. Aber dieser Glaube will von jedem selbst verantwortet werden als seine Gemeinschaft mit Gott.

Prof. Dr. Peter Knauer S. J.

Arbeitskreis 2:

„Heiraten – muß man das?“

„Welche Werte sind uns noch etwas wert?“ Diese Leitfrage der Würzburger KV-Tage fand eine erste Stellungnahme in einem Referat mit dem Thema „Familie und Partnerschaft im Wandel“; dieser auf die Werte von Ehe und Familie ausgerichtete Thematik war auch der Arbeitskreis zugeordnet, der sich der provozierenden Frage stellte: „Heiraten – muß man das?“

Die Arbeitsgruppe – in ihr waren vertreten: junge Kartellbrüder, verheiratete Kartellbrüder, z. T. mit ihren Ehefrauen, unverheiratete Kartellbrüder – nahm sich mit großem Engagement der Fragestellung an und erörterte, mehr erfahrungsbezogen und weniger streng wissenschaftlich orientiert, die Problematik unter folgenden Aspekten:

Situation – Anlässe/Gründe/Motive – Stellungnahme – Ergebnis

1. Situation:

Man war sich einig: die Gruppe derer, die nicht ehelich zusammenleben, muß man in entsprechender Differenzierung sehen: Manche können ausbildungsbedingt noch keine Ehe eingehen; andere zielen eine Probeehe an, sind aber grundsätzlich zu einem Eheschluß bereit; etliche wollen sich auf keinen Fall institutionell binden und ohne „Tauschein“ mit dem Partner zusammenleben. Eine dabei vermutete unterschiedliche Situation zwischen Stadt und Land konnte von der Mehrheit der Arbeitskreisteilnehmer nicht bestätigt werden.

2. Ursachen/Motive:

In der Untersuchung der Ursachen sollte eine wichtige Voraussetzung für die geforderte Stellungnahme geschaffen werden. Man arbeitete folgende Faktoren heraus: Ausfall der Verlobungszeit; fehlender Familienbezug; negative Erfahrungen angesichts der Eheprobleme und Scheidungen, vor allem auch unmittelbar erlebt in der eigenen Familie oder im Bekanntenkreis; Einflüsse der Medien, die Beziehungsprobleme recht locker handhaben; Einsamkeit; Angst vor Verantwortung; Streben nach Selbstverwirklichung, frei von eingrenzenden Verpflichtungen – man sucht die Gemeinschaft eines Menschen, ohne sich selbst binden zu wollen; Lockerung der religiösen Bindungen. Wichtig war dabei die Erkenntnis, daß sich die Entwicklung hin zu nichtehelichen Gemeinschaften um so leichter gestaltet, als die Umgebung ein „Klima“ zeigt, das einerseits die Abkehr von überkommenen Traditionen und Institutionen begünstigt und andererseits die Hinwendung zu den an der eigenen Person orientierten Interessen wie auch Privatisierungstendenzen fördert. Gleichwohl wurde aber auch darauf aufmerksam gemacht, daß der Wert der Familie vielfach Anerkennung findet und ein Großteil der jungen Leute kein grundsätzliches Nein zur Ehe sagt.

3. Stellungnahme:

Die Gespräche ergaben: die Ursachen für die Entwicklung müssen gesehen werden, um hier im Sinne einer „Entgegensteuerung“ ansetzen zu können. Dabei wird es wichtig sein, vor allem erlebnisnah der Jugend die Vorzüge der Institution Ehe zu vermitteln. Daß die institutionalisierte

Ehe durchaus etwas einzubringen vermag – junge Leute fragen gerne: „Was bringt's?“ –, wurde in folgenden Punkten begründet.

– Als ein für die Gesellschaft wie auch für den einzelnen bedeutsamen Grundzug der Ehe zeigt sich: ihre Ausrichtung auf Stabilität und Verlässlichkeit. Die Liebe wird dem Zufälligen und dem nur Affektiven entzogen und zu einem Element des Vertrauenskönnens gemacht. Wer öffentlich und unter Zeugen sein Ja zueinander spricht, kann nicht mehr zu stillen Vorbehalten flüchten. Der Partner und die Kinder erfahren eine Liebe, die das vermittelte Vertrauen auch konkret absichert.

– Die als Sakrament abgeschlossene christliche Ehe hat den Vorzug, daß sie die Gemeinschaft der Mitglaubenden und die Gegenwart Gottes als Fundament für das eheliche und familiäre Miteinander einbringt. Die gegenseitige Annahme weiß sich hineingenommen in das Entgegenkommen Gottes, der den Menschen auch in seiner Schuld akzeptiert und ihm ohne Vorleistung seine Liebe und Treue schenkt, und das alles in der Wirklichkeit einer konkret gelebten Ehe und Familie.

– Dieser Blick auf die gegenwärtige Realität veranlaßte den Arbeitskreis auch zu der Überlegung: Die Ehe, in der man sich verlässlich und einmalig zu einem bestimmten Menschen bekennt, vermag gerade in der alle belastenden „Wegwerfgesellschaft“ und angesichts der Nivellierung des Menschen die Einmaligkeit des einen Menschen zu betonen, eben die Einmaligkeit des erwählten Partners, den zu entdecken, ein beglückendes, lebenslanges „Abenteuer“ sein kann.

– Vor allem wurde als eine unverzichtbare Botschaft an die heutige Gesellschaft erkannt, daß in Ehe und Familie Grundwerte des gesellschaftlichen Zusammenlebens eingeübt und als für alle wichtig öffentlich gemacht werden: Vertrauen, Toleranz, Rücksicht auf die Interessen des anderen Indem solche Haltungen nicht einfach eine Privatangelegenheit bleiben, sondern in der öffentlich abgeschlossenen Ehe für alle bekanntgemacht werden, können Tendenzen bis hin zu einer „autistischen Gesellschaft“ aufgefangen werden.

4. Ergebnis:

Was der Arbeitskreis in seiner Stellungnahme zur eingangs gestellten Frage „Heiraten – muß man das?“ in seinen Überlegungen als Antwort einzubringen vermochte, war schließlich: Heiraten muß sein, wenn der eine Partner dem anderen wie auch den Kindern ein Maximum an verlässlicher Menschlichkeit vermitteln will. Ehe freilich verstanden als ein Geschehen dynamischer, aber dem Zufälligen entzogener Liebe, und nicht als eine starre Einrichtung, die nur auf rechtliche Statuten setzt. Lic. theol. Harald Weis

Walburga Fischer-Gottlob:

Familie und Partnerschaft im Wandel der Wertvorstellungen

Der Prozeß des Wertewandels, der mit den Liberalisierungs- und Freiheitsbewegungen seit der Französischen Revolution einsetzte, hat auch die Wertvorstellungen über Familie und Ehe nicht unberührt gelassen. Er erreichte in unserem Jahrhundert seinen Höhepunkt in den 60er und 70er Jahren, in denen sich die autonome Frauenbewegung und der Jugendprotest besonders artikulierten. Der dabei erfolgende Wertwandlungsschub brachte eine starke Betonung der Persönlichkeit, ihrer Unabhängigkeit und Eigenständigkeit. Im kirchlichen Bereich verliefen parallel dazu Entwicklungen, die zu einer Schwächung der Bindungen an die Werte und Normen der Kirche geführt haben. Die Entscheidung nach dem eigenen Gewissen wurde gegen die lehramtlichen Äußerungen der Kirche gestellt, gerade auch in Bereichen, die die Sexualität betreffen. Strukturelle Veränderungen in unserer Gesellschaft, insbesondere die Entstehung der Zweigenerationen-Familie mit wenigen Familienmitgliedern, und die zunehmende außerhäusliche Erwerbstätigkeit von Männern und Frauen, vor allem auch der verheirateten Frauen und der Mütter, beeinflussten die Funktionen von Ehe und Familie und förderten damit ihrerseits die Wandlungen der Wertvorstellungen im Bereich von Ehe und Familie.

Im Zusammenhang mit dem Wertwandlungsschub der 60er und 70er Jahre ist gerade immer wieder die Bedeutung von Ehe und Familie als Institution infrage gestellt worden; letztlich sind Ehe und Familie – wenn auch mit gewissen Abstrichen – als Institution anerkannt geblieben. Ihre inhaltliche Ausdeutung hat sich allerdings verschoben und ihre Bindungskraft gelockert. Im Zuge dieser Entwicklung ist die Diskriminierung der nichtehelichen Lebensgemeinschaft weggefallen; es gibt nun immer mehr junge Leute (Männer und Frauen), die sie für sich persönlich



Frau Dr. Walburga Fischer-Gottlob studierte Wirtschaftswissenschaften in Freiburg, München und Bonn. Sie promovierte über die Entwicklung der Erwerbstätigkeit der Frauen im Deutschen Reich und in der Bundesrepublik Deutschland von 1870 bis 1950. Seit 1982 ist sie Vorsitzende des Bundes katholischer deutscher Akademikerinnen.

für akzeptabel halten. Dem Versuch gesellschaftlicher Kräfte, die nichteheliche Lebensgemeinschaft durch gesetzliche Regelungen aufzuwerten, war aber kein Erfolg beschieden.

Die große Zahl der nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften – man spricht von ca. 1 Mio. – ist jedoch kein Beweis für eine Minderschätzung der Ehe. Nach einer Emnid-Untersuchung von 1988 sehen mehr als 70 % der Paare ihre freie Partnerschaft als Vorstufe zur Ehe an. Ehe wird auch als Voraussetzung für Familie angesehen. Die Mehrzahl der befragten Paare war sich darüber einig, daß Kinder die Verlässlichkeit und Geborgenheit brauchen, wie sie die Ehe bietet. Kinder bieten den jungen Paaren Bereicherung und Sinnerfüllung.

Immer mehr Frauen wollen nun Beruf und Familie vereinen – sei es in einer ununterbrochenen Erwerbstätigkeit, sei es in Teilzeitbeschäftigungen der verschiedensten Weisen, sei es mit einer Unterbrechung in der Familienphase. Sinnerfüllung durch Kinder ist in Konkurrenz zu anderen Formen der Lebensgestaltungen getreten, was sich vor allem in einer Begrenzung der Kinderzahl ausdrückt. Dem entspricht auf der

anderen Seite, daß junge Väter heute stärker familienorientiert sind und der Beruf nicht mehr absolute Priorität für sie hat. Sie beteiligen sich an der Kinderversorgung und -betreuung und an den Haushaltsarbeiten; allerdings übernehmen sie auch da, wo beide Ehepartner erwerbstätig sind, nur etwa $\frac{1}{3}$ der Aufgaben, nicht etwa die Hälfte. Partnerschaftliche Lebensführung – ohne Besitz- und Herrschaftsansprüche an den Partner bzw. die Partnerin – gehört zu den Werten, die bei den jungen Paaren oben stehen. Man fühlt sich gemeinsam verantwortlich für die Aufgaben in der Familie, man erwartet Treue voneinander.

Künftige Entwicklungen sollten unter folgenden Perspektiven stehen:

1. Ehe und Familie bedürfen weiterhin des Schutzes und der Förderung durch den Staat und die Gesellschaft. Eine rechtliche Ausgestaltung der nichtehelichen Lebensgemeinschaft wäre einerseits in sich widersprüchlich, andererseits würde sie die Bedeutung der in Jahrhunderten gewachsenen Institution Ehe aushöhlen und dennoch nur einen Status minderer Art schaffen („Ehen zweiter Klasse“).

2. Ehe und Familie werden heute stärker als früher von den Werten der Person her gesehen. Das Bewußtsein der gesellschaftlichen Bedeutung von Ehe und Familie als Institution ist dahinter zurückgetreten. Unabhängigkeit und Freiheit der Person dürfen aber nicht dazu führen, daß Bindungen aufgekündigt werden, weil sie der Selbstverwirklichung und Selbstentfaltung entgegenstehen. Die eigene Freiheit findet ihre Grenzen in den Rechten des anderen. Dies gilt insbesondere im Hinblick auf das schwächste Glied der Familie, das Kind.

3. Da für Männer und Frauen heute sowohl der Beruf als auch die Familie einen hohen Stellenwert haben, sind Beruf und Familie für beide Geschlechter in ein Spannungsverhältnis getreten, insofern auch die Ehefrau berufstätig ist bzw. sein will. Starre Rollenklischees, die Männer und Frauen in fixierte Rollen hineindrängen, sollten daher überprüft und abgebaut werden. Auch Männer sollten nicht auf eine lebenslange Vollerwerbstätigkeit als Ernährer der Familie festgelegt werden. Ihnen sollte ebenfalls die Möglichkeit eröffnet wer-

scheuck
couleurartikel
Zipfel · Bänder · Mützen · Fahnen ·
Paradeausstattung · Gemälde
Pauk-Mensurbedarf · Kommoden-
Kiz-Aufkleber · Porzellanartikel ·
Bücher · Bierkrüge · Gläser · Zinn etc.
Prospekt anfordern!
8450 Amberg
Steigerstraße 34
Tel. 096 21/
6 45 25

den, abwechselnd in verschiedenen Lebensbereichen tätig zu sein.

4. Die Familienorientierung der jungen Väter sollte unterstützt werden durch Schaffung von Bedingungen, die Zeit geben für mehr Teilhabe von Vätern an den Aufgaben der Familie (z. B. durch Teilzeitarbeit, Ermöglichung von Erziehungsurlaub, Teilung einer Vollzeitstelle mit dem Ehepartner etc.), vor allem durch mehr Anerkennung für die Übernahme von Familienaufgaben durch Väter. Der Vater, der zeitweise als Hausmann tätig sein will, darf nicht belächelt werden.

5. Selbstverwirklichung und Selbstentfaltung sollten nicht nur in außerhäuslicher Berufsarbeit gesucht werden. Lebenserfüllung vollzieht sich wesentlich in einer Beziehung zum anderen Menschen und in der Erfahrung des Angenommenseins durch den anderen. Die tägliche Zuwendung zu einem Kind hat daher eine hohe Bedeutung für die Lebenserfüllung und Selbstverwirklichung eines Menschen. Ehrenamtliches Engagement für die Gemeinschaft und der volle Einsatz für Familie und Kinder sollte daher genauso anerkannt werden wie Berufsarbeit (Max Wingen, Elternschaft, in: Werte, Leitbilder, Tugenden, 1985).

6. Die Zahl der nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften wird voraussichtlich weiter wachsen und womöglich noch größere Bedeutung gewinnen. Die jungen Paare sollten in ihren Problemen ernst genommen werden, aber auch zur Heirat ermutigt werden. Schon frühere Generationen haben um die jeweils ihrer Zeit angemessene Gestalt der Eherungen. Auch die heutige Generation junger Menschen steht wieder vor der Aufgabe, christliche Ehe unter den Bedingungen ihrer Zeit und ihrer Einsichten zu gestalten. Sie sollte dabei unterstützt werden.

Eines dürfte gewiß sein – und hier zitiere ich Karl Lehmann, den Bischof von Mainz:

Der Anspruch auf „dauerhafte Bindung in der Ehe liegt in der Tendenz wahrer Liebe; aber er läßt sich nicht mit einem Blick auf sich ändernde Situationen und wechselnde Gefühle begründen. Er ist angewiesen auf Rückbindungen, die den Augenblick überdauern, das Unbedingte im Menschen achten, und eine nicht enttäuschbare Zukunft gewährleisten. Eine solche Gewißheit kann in letzter Begründung nur der Glaube an Gott sein.“

(Nichteheliche Lebensgemeinschaften und christliche Ehe. Fasten-Hirtenbrief 1984, abgedruckt in: Herausgefordert zur christlichen Ehe, hg. vom Familienbund der Deutschen Katholiken, 2. Aufl. 1986).

„Ankündigung“

„Vorstandsarbeit als Herausforderung“

18. – 20. Mai 1990: Chargenseminar des KV 1990

Haus des KStV Nibelung, Gleueler Straße 153, 5000 Köln 41

Leitung: Vorort des KV. Referenten: Detlev Gottschalk, KStV Unitas (Köln); Jochen Hardewig, KDSStV Frankonia (Aachen); Franz-Josef Bienefeld, Ortszirkel Cambodunum (Kempten); Dr. Othmar Keller KSSStV Alemannia (München); Wolfgang Siebner, Öffentlichkeitsreferent des KV; Pfarrer Norbert Temmesfeld, St. Marien Gladbeck. Anmeldeschluß: 7. Mai 1990 (Es gilt Anmerkung 1, s. u.). Zielgruppe: alle KVer

Chargenseminar-Tips und Tricks aus erster Hand. Erfolgreiche Senioren, Philistersenioren und Ortszirkelvorsitzende berichten über ihre „Geheimnisse“. Dazu ein Grundsatzreferat zum Thema Identität. Ein Muß für jeden KVer!

„Einführung in die Genetik und Gentechnologie“

11. – 13. Mai 1990: Seminar zum Jahresthema 1989/90 des KV

Haus des KStV Ottonia, Gabelsbergerstraße 24, 8000 München 2

Leitung: Vorort des KV. Referent: Prof. Dr. Walter Doerfler, Direktor des Institutes für Genetik der Universität Köln. Anmeldeschluß: 30. April 1990 (es gilt Anmerkung 1, s. u.). Zielgruppe: alle KVer und ihre Gäste.

Gentechnologie – ein Reizwort drängt sich wieder in den Vordergrund. Die bundesdeutschen Forscher machen ihre ersten Freilandversuche. Aber die Thematik trifft auch voll das Jahresthema: Klärt die Genetik die Frage nach der Grundlage des Lebens? Sagt sie uns bald, warum es uns gibt?

„Kritische Anmerkungen zum heutigen Wissenschaftsbegriff aus antik-philosophischer Sicht“

8. – 10. Juni 1990: Seminar zum Jahresthema 1989/90 des KV

Haus des KStV Moenania-Starkenburg, Rosenhöweg 4, 6100 Darmstadt

Leitung: Vorort des KV. Referent: Prof. Dr. phil. Arbogast Schmitt, Institut für klassische Philosophie, Universität Mainz. Anmeldeschluß: 28. Mai 1990 (es gilt Anmerkung 1, s. u.). Zielgruppe: alle KVer und ihre Gäste

Wissenschaft ist keine Erfindung der Neuzeit – schon in der Antike wurde fleißig „geforscht“. Indes: Wie steht der antike Wissenschaftsbegriff zu ihrer heutigen Ausformung? Welche Grundsätze und Leitlinien von damals gelten heute noch?

Berlin-Seminar des KV anläßlich des Katholikentages 1990

23. – 27. Mai 1990 in Berlin

Leitung: Gerhard Rastetter, Heidelberg (– ausgebucht –)

„Der Paulusweg“

Türkei-Reise in Zusammenarbeit mit der KV-Akademie

3. – 14. Juni 1990. Leitung: Rudi Spatschek, München (s. S. 10)

Anmerkungen:

1. Programm: Fr., 20 Uhr: studentische Kneipe; Sa., 10 Uhr: Beginn der thematischen Arbeit, abends: Konzert-/Theaterbesuch (wird organisiert); So.: gemeinsamer Besuch der heiligen Messe
2. Die genauen Teilnahmebedingungen entnehmen bitte – der AM 10/1989, – den Plakaten auf den Vereinshäusern, – dem Ergänzungsheft „Veranstaltungen des Vorortes im Bildungsprogramm der KV-Akademie“ (bei jedem X, Ph-X, OZ-X)
3. Teilnehmer aus der Region, die nur samstags teilnehmen wollen, melden sich bitte unter Angabe dieser Einschränkung an.

Bitte jetzt schon vormerken:

Samstag, 26. Mai 1990: 20 Uhr: Festkommers zum Aktivtag, Hotel Steglitz International, Berlin

Donnerstag, 1. – Sonntag, 4. November 1990: Österreich – Seminar der KV-Akademie in Wien.

Samstag, 13. Oktober 1990: 20 Uhr Übergabekommers 1990, Eurogress Aachen

Samstag, 1. Dezember 1990: Heidelberger Schloßkommers

Freitag, 11. – Sonntag, 13. Januar 1991: Würzburger KV-Tage

Mittwoch, 24. – Sonntag, 28. April 1991: Berlin-Seminar der KV-Akademie e. V.